

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 57 (1986)
Heft: 5

Artikel: Der Mensch und seine Dichtung
Autor: Siegenthaler, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mensch und seine Dichtung

Von Prof. Dr. Hermann Siegenthaler *

1. Die Voraussetzungen

Es ist jetzt von einem Verhältnis zu reden, das im Titel dieses Referates zwar angelegt erscheint, aber dem oberflächlichen Betrachter nicht spontan ins Auge springt. Denn man könnte zunächst meinen, es gehe einerseits um den Menschen, andererseits um die Dichtkunst. Jeder Versuch aber, diese beiden Begriffe und das, was mit ihnen gemeint ist, voneinander getrennt zu überdenken, muss in die Irre führen. Dies mag, zu Beginn meiner Überlegungen wenigstens, banal oder selbstverständlich anmuten. Es führt mich aber zur wichtigen Voraussetzung, dass Mensch und Dichtung unlösbar zusammengehören, und zwar so, dass ich mich dem Verständnis des einen nur über das Verständnis des andern zu nähern vermag. Vielleicht könnte ein Literaturwissenschaftler so über die Dichtung sprechen, dass er sie wenigstens gedanklich gesondert betrachtet und ganz bestimmte Merkmale, Wesenszüge, Kriterien zur Bewertung aufzustellen imstande wäre. Vielleicht kann er dies auch nur tun, weil er sich unausgesprochen an die Auffassung hält, dass die Dichtung das Ebenbild des Menschen sei, so dass ich, das biblische Bild abwandelnd, sagen darf, der Mensch schaffe die Dichtung nach seinem eignen Bilde. Wer sich, so lässt sich daraus folgern, mit der *Dichtung* auseinandersetzt, begegnet notwendigerweise dem *Menschen*.

Es stellt sich die Frage, wie wir unter dieser Voraussetzung an die Dichtung herantreten wollen. Diese Frage ist deshalb von Bedeutung, weil es sehr unterschiedliche Wege gibt. Ich wähle für die Frage, die uns als Betreuer von behinderten Menschen beschäftigen müssen, den Weg, der uns allen wohl am nächsten liegt und uns miteinander verbindet: *Den Weg des Lesers*. Ich will diesen mit einem Gedicht von *Goethe* veranschaulichen:

*«Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister.
Der mag denn wohl verdriesslich sein
und lebenslang verdriesslich bleiben.*

*Kommt aber nur einmal herein!
Begrüsst die heilige Kapelle;
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht und Zierart glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein.
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergötzt die Augen!»*

Was hier von den Gedichten gesagt wird, übertrage ich auf die gesamte Dichtkunst. Da geht es nun also um das Eintreten in Räume, die man zwar von aussen auch

betrachten könnte, deren Atmosphäre und deren innerer Reichtum sich aber nur demjenigen kundtun, der den Mut hat, einzutreten. Für das Verständnis der folgenden Ausführungen soll uns dieses Bild leiten. Denn ich will nicht vom Architekten und seinen Absichten sprechen – also nicht vom Dichter und den psychischen Vorgängen, die ihn zum Schreiben bewegen und ihn ein Kunstwerk gestalten lassen, sondern ich will zunächst ganz schlicht davon Bericht erstatten, welche Erfahrungen mir widerfahren, *wenn ich lesend in die Räume der Dichtung eintrete und mich von ihrer Wirkung überraschen lasse*. Ich tue dies mit der Absicht, Impulse zu geben für das Wagnis, sich diesen Wirkungen auszusetzen. Zu diesem Zwecke bevorzuge ich heutige Schweizer-Schriftsteller, unter denen wir eine hohe Anzahl hervorragender Deuter unserer Zeitepoche vorfinden.

2. Meine Erfahrungen als Leser

2.1 Ich erfahre die Wirklichkeit – anders

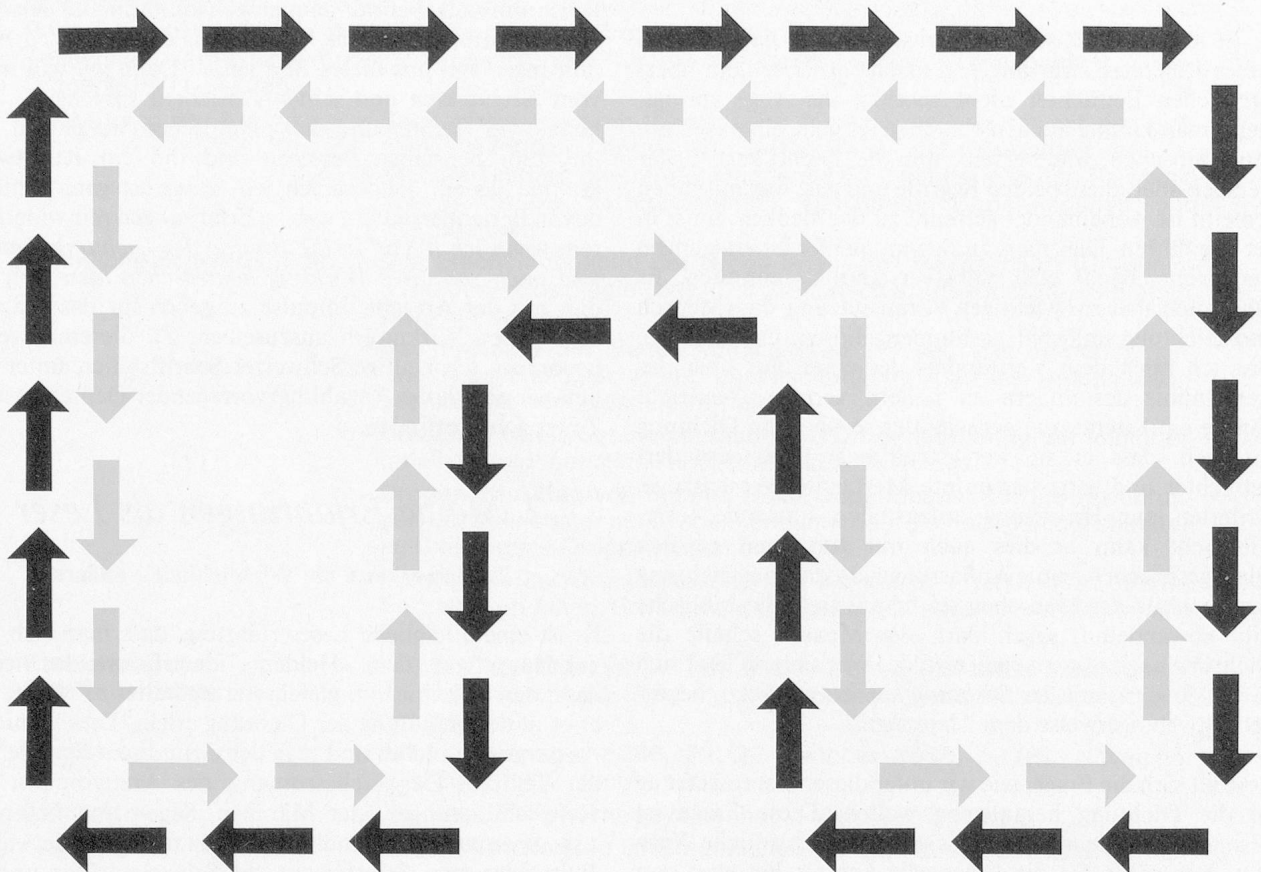
Es ist eine alltägliche Leser Erfahrung, dass man sich mit der Hauptfigur, dem «Helden», identifiziert, das heisst, dass man sich mit ihm gleichsetzt und alles so erlebt, wie er es in der Handlung der Dichtung erlebt. Dies ist nichts Aussergewöhnliches und mag der Grund sein für jede Art der Lektüre: Des Liebesromans, des Ärzteromans, der Reiseschilderungen, der Märchen, Sagen und Legenden usw. Spannung der Handlung wird da miterlebt, der eigene Pulsschlag mag sich steigern, die Schweißdrüsen werden angeregt, Entspannung wird beruhigend empfunden – man war als Leser für kurze Zeit der eigenen Wirklichkeit mit ihren Pflichten und Aufgaben enthoben.

Solches *Aussteigen-Können* hat seine Berechtigung und seine bestimmte Funktion für den Menschen. Wir sollten es weder unterschätzen noch lächerlich machen, auch dann, wenn das Gelesene nicht unserem Geschmack entspricht. Für mein Anliegen und die Frage nach möglichen Ableitungen für unsere Arbeit mit Behinderten will dies mir aber nicht genügen. Dies wird deutlich, wenn wir uns der Gefahr bewusst werden, die hinter jeder Form der Identifikation steht: Sich selbst zu verlieren, indem man ganz in den Erfahrungen des andern lebt. Ich glaube nicht, dass dies die Absicht eines ernsthaften Schriftstellers sein kann. Vielmehr wird er, falls er überhaupt an einen Leser denkt, alles daransetzen, dass dieser sich selbst finde – und eben gerade nicht sich verliere, sich selbst fremd werde. Genauso führt gelungene Identifikation immer dazu, Impulse für den Prozess zur *Selbstwerdung* zu schaffen.

Wie geschieht dies beim Lesen? Da folge ich der Sprache von *Walter Vogt* in seiner Erzählung «Altern» (1981), worin er tagebuchartig die Erfahrungen des eigenen Altersprozesses niederschreibt – die Ängste beim Gewahrwerden, dass er altert, die Sorgen, die Sehnsucht nach dem Vergangenen, Ungelebten usw. Der Schriftsteller nimmt

* Vortrag gehalten am 6. Einsiedler Forum, im Juni 1985.

Unser Brandmeldesystem CZ 10/MS 9 garantiert Ihnen die Sicherheit, die mit Sicherheit funktioniert. Weil es seine Melder von vorne nach hinten abfragt und von hinten nach vorn.



Unser mikroprozessor-gesteuertes Brandmeldesystem CZ 10/MS 9 verfügt über ein einzigartiges Abfrageprinzip (das übrigens von uns patentiert wurde), dank dem es weder bei Kurzschluss noch bei Leistungsunterbruch ausfällt. Ausserdem lokalisiert es jegliches Brandaufkommen präzise und schnell und ist auch kinderleicht zu bedienen. Das sind mit die Resultate einer wegweisenden Technologie, die Ihnen heute schon die Sicherheit von morgen garantiert. Und falls Sie an Topleistungen im Brandschutz echt interessiert sind, sollten Sie unsere kleine Broschüre lieber gestern als heute bestellen.

Cerberus AG, CH-8708 Männedorf,
Telefon 01/922 6111. Zweigniederlassungen und Verkaufsbüros in Bern, Chur, Genf, Lugano, Lutry, Luzern, Pratteln und St. Gallen.

 **CERBERUS**
Cerberus Sicherheitstechnik schützt Menschen und Werte

mich gleichsam bei der Hand und führt mich in seine Erfahrungen hinein – und lässt diese wie einen Spiegel vor mich hinstellen, so dass ich nach meinem eigenen Altern gefragt werde. *Der Dichter bringt anhand seines eigenen Erlebens Grunderfahrungen des Menschen zum Ausdruck und lässt mich an der Wirklichkeit dieser Erfahrungen teilhaben – und gleichzeitig stellt er mich selbst in diese Erfahrung hinein und lässt Fragen nach meiner eigenen erlebten Wirklichkeit aufsteigen.*

Da begegnet mir – als Beispiel – die Angst des Ich-Erzählers vor der Gedankenflucht, vor dem Zerfall des einheitsstiftenden Denkens. Er selber wirkt dieser Angst dadurch entgegen, indem er seine Umwelt ganz genau beschreibt: Die Masse seines Zimmers, der darin stehenden Möbel, die Veränderungen in der Natur usw. Da plötzlich, mitten in diesen festhaltenden Gedanken, völlig unvorbereitet und unvermittelt trifft mich ein Satz wie der Blitz:

«Wer dem Ungeteilten, Ganzen als Partner gegenübersteht, ist entweder selbst ein Ganzer – oder ein Nichts» (170)

Hat mein eigenes Altern nicht die Hoffnung auf einen ganz andern Aspekt, nämlich den, dass ich, den alltäglichen Angelegenheiten enthoben, grössere Zusammenhänge als das Wesentliche erkenne – und insofern ein Ganzer sein könnte? Bin ich angesichts einer bedrohten und in vielen Aspekten zerfallenen Welt, inmitten einer «alternden» Welt also, ein Ganzer oder aber ein Nichts?

Wenn ich als Leser mich mit dem Ich-Erzähler identifiziere, begegnet mir eine bestimmte, für ihn zutreffende Weise der Weltbegegnung und der Selbstgestaltung – und ich werde auf mich selbst zurückgestellt mit denselben Fragen, die aber in *meine* Weise der Weltbegegnung und der Selbstgestaltung führt. Meine Schau des Menschen, der die Grunderfahrung des Alterns durchlebt, erweitert sich – meine *Wirklichkeit* wird erweitert.

2.2 Das Innehalten nach dem ersten Satz

Ich bin ein äusserst langsamer Leser – nein; es ist zutreffender, wenn ich sage: Ich brauche für das Lesen sehr viel Zeit. Denn oft muss ich nach dem Lesen des ersten Satzes innehalten, um mich nach der Stimmung, die durch das entworfene Bild mir entgegenkommt, zu fragen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich durch solches Innehalten bereits einen besonderen Zugang zum Werke finde. Ich ziehe daraus den Schluss, dass der Schriftsteller wohl für diesen einen ersten Satz sehr viel Arbeit aufwenden musste.

Als Beispiel wähle ich den Beginn der Erzählung «Der Entwurf» von Klaus Merz:

«Unterwegs zu Maria hattest du anfangs Angst, die Strasse vor dir könnte plötzlich aufhören, vergrasen, ins Unkraut führen, ins Unterholz.»

Da ist einer unterwegs – er befindet sich auf einer Strasse – und sein Unterwegssein hat ein Ziel: Es führt zu einer Frau. Aber nun spricht der Dichter zu mir, als wäre ich sein Du – und ich sehe mich plötzlich am Steuerrad meines Autos, auf einer Autobahn – und spüre die Angst, sie könnte aufhören. Nein, nicht durch eine Barriere abgesperrt, das ginge vielleicht noch – sondern: sie verläuft sich, verliert die Richtung, ich stehe im Unkraut und kann nicht

weiter; oder ich komme ins Unterholz: Wald tut sich vor mir auf, hohe Baumstämme stehen vor mir – und meine Strasse führt ins Unterholz. Angst vor dem, was vor mir liegt. Also Angst vor dem Zukünftigen? Und wenn «Strasse» als Bild für meinen «Lebensweg» gilt: Wohin führt mein Leben? Ins Unkraut? Ins Unterholz?

Mit dem einen Satz *stehe ich vor meiner eigenen Biographie* und blicke vorwärts ins Zukünftige, ins Ungewisse. Was bleibt da anderes als die Angst? Aber da bleibe ich nicht stehen, denn ich weiss, dass die gegenwärtige Situation nur ein Durchgang ist, durch den Zukünftiges Vergangenheit wird. Und dieser Durchgang geschieht so unheimlich rasch wie die Eindrücke bei einer Fahrt auf der Autobahn. Darf ich auch rückwärtsschauen auf meinen Lebensweg? Gibt es vielleicht dort Haltgebendes, Sicherndes?

Eigentlich müsste ich jetzt das Buch schliessen und mich dieser Situation meines Lebens meditierend hingeben. Aber da packt mich das Interesse nach weiteren Bildern, die der Dichter zur Beschreibung seiner Situation benötigt. Er fährt in Richtung Innerschweiz und sieht am Rande jedes Dorfes ein Schützenhaus. Sie erscheinen ihm wie «Seilbahnstationen ohne Seile», wie «Lagerschuppen ohne Gleisanschluss» (14) – also andere Bilder für den Lebensweg: Seil der Drahtseilbahn und Gleise. Und wieder trifft mich die Frage nach meiner gegenwärtigen Lebenssituation: Ist mein Leben mit diesen Bildern treffend bezeichnet und eingefangen. Und ich erinnere mich an belastende Gefühle der Sinnlosigkeit, der brennenden Frage, wo hinaus das Leben führen könnte – und an die damit verbundene Angst, ich könnte die Strasse verpassen.

Dies ist die eine Seite der Angst. Die andere ist gekennzeichnet durch die Erfahrung der Geschwindigkeit, mit welcher das Leben dahinsaut: Dass der Durchgang, durch welchen das Zukünftige in die Vergangenheit rollt, keinen Bestand hat. Der Dichter beschreibt diese Erfahrung so:

«Als sich die Bahnschranke vor Deinem Wagen hebt, fährt Deine Hand etwas erschreckt zum Zündschlüssel, und Du startest rasanter, als Du es gewohnt bist, rollst das graue Asphaltband vor Dir auf und wickelst es in Deinem Rückspiegel wieder aus» (35).

Wieder ein derartiger Satz, bei dem ich innehalten muss. Denn – und dies ist das besondere der Erzählkunst dieses Dichters – ich werde mit Du angesprochen; Das Erzählte geht mich besonders an; ich kann mich dem Anspruch nicht entziehen. Es gibt da nur eines: Innezuhalten und dem Anspruch standzuhalten.

In solchen Momenten spricht aber auf einmal nicht mehr bloss die Sprache des Dichters, sondern ich spüre, dass ich in einen weiten Raum aufgenommen werde, der durch seine Sprache, seinen Inhalt, die Architektur des Werkes gebildet wird. Mein Innehalten ist nicht mehr bloss ein Überdenken, nicht bloss ein rationales Erfassen – sondern *ich* werde erfasst von diesem weiten Raum und werde verändert gerade durch das, was ich rational nicht erfasse. An dieser Stelle muss meine Sprache aufhören, weil ich zur Benennung dieser Erfahrung wiederum Bilder benötige. Doch wird das Benennen nicht mehr wesentlich – denn es gibt in der Erfahrung des Kunstwerkes *eine Dimension, die über die Sprache hinausweist.*

2.3 Ich fülle Freiräume auf

Oft zwingt mich der Dichter zu einer besonderen Aktivität, indem er im Ablauf seiner Erzählung gleichsam Lücken offen lässt, welche ich mit meinem Erleben ausfüllen muss. Ich will dies wiederum an einem Beispiel zeigen:

In *Christof Geisers* Roman «Brachland», welcher in der Ich-Form geschrieben ist, werde ich im ersten Kapitel mit den Figuren des Werkes bekannt: Mit dem Vater, der soeben nach seiner Pensionierung als Kinderarzt im Elsass ein Haus baut; mit der Mutter, die in verschiedenen Vereinen in Basel mitmacht; mit dem Bruder, der Jus studiert; mit Judith, der Haushälterin – und mit der Situation des Erzählers selbst. In den knappen Geburtstagsgrüssen, die er im Bad in Bern liest, erfahre ich wesentliche Züge dieser Familie. Und zwischen die Beschreibungen schiebt sich ein lapidarer Satz wie:

«Die genaue Anschrift meines Vaters kenne ich nicht.»

Dieser eine Satz steht isoliert da, gleichsam ein Abschnitt für sich selbst. Was enthält er? Steckt in ihm die Problematik der Vater-Sohn-Beziehung? Welche Gefühle sind es, welche den Dichter diesen Satz schreiben liessen: Gefühle dankbarer Erinnerung, Gefühle der Ablehnung, der Distanz, des inneren Getrenntseins? Vielleicht gar alles dies miteinander?

Noch deutlicher wird meine Aktivität an einer andern Stelle, wo Geiser in seinem Denkablauf einen eigentlichen Freiraum aufreisst. Er beschreibt, wie er auf der Busfahrt zu seiner Grossmutter einen Jungen im Bus gesehen hat, «dunkel, gross und schlank, höchstens achtzehnjährig, wahrscheinlich jünger». An einer Haltestelle stieg dieser aus.

«Ich blickte ihm nach, während er sich schnell abstiess und zwischen den Gärten verschwand. Ich ass mit meiner Grossmutter, spielte eine Weile mit den Dominosteinen aus Elfenbein, wartete lange an der Bushaltestelle, diesmal allein, aber die Kreuzung blieb leer.» (213)

Was geschieht da nicht alles zwischen den einzelnen Satzteilen! Die Feststellung «... aber die Kreuzung blieb leer» stellt mich in die Situation eines Menschen, welcher nach dem vorher beschriebenen Jungen Ausschau hält, auf ihn wartet, hofft, er werde irgendwo auftauchen – die Situation desjenigen, der sich nach mitmenschlicher Beziehung sehnt und mit seiner Sehnsucht leer ausgeht.

Und wenn ich auf diese Weise die Erzählung weiterlese, erfahre ich zwar sehr vieles von dem, was mir der Erzähler über sich selbst sagen will – aber es wird letztlich mein eigenes «Werk», indem ich die *Freiräume, die er mich auszufüllen zwingt*, wahrnehme und mit meinen Erlebnissen, meinen Vorstellungen belege. Nach der Lektüre bemerke ich, dass ich gerade zu diesem einen Werk eine ganz besondere Beziehung erhalten habe wie zu einem Freund, der mir in gegenseitiger Ansprache Freiräume lässt, um ganz mich selbst zu sein. Mein Büchergestell ist angefüllt mit derartigen «Bücher-Freunden», ohne die ich nicht mehr leben möchte.

2.4 Der Dichter nimmt mich auf seinen Denk-Weg mit

Beim Lesen geschieht es häufig, dass ich mich dem Schriftsteller in ganz anderer Weise nahefühle. Die Art von

Nähe, die ich soeben beschrieben habe, ist die Nähe eines Freundes, der zu mir spricht. Darüber hinaus gibt es noch intensivere Nähe, von der ich jetzt berichten will.

Da kann es sein, dass ich vor mich hinlese und den Sätzen wie einer Strasse folge. Es gibt da Kurven, Steigungen, Abstiege, Brücken, schmalere und breitere Passagen – und plötzlich bin ich es selber, der diese Sätze im Innern entwirft und niederschreibt. Es scheint, *als befände ich mich an jener Stelle im Innern des Schriftstellers, wo die Gedanken entspringen* – als wäre ich in jenen Augenblick versetzt, wo Neues eben erst entsteht, wo sie «zufallen» und mich oft auch «überfallen». Ich will dies an einer Stelle in *Silja Walters* «Ruf und Regel» zu verdeutlichen versuchen.

Die Schriftstellerin beschreibt in diesem Werk ihre Erfahrungen als Nonne mit den Mönchsregeln des Heiligen Benedikt. Im Kapitel, welches sie mit «Die Mitte» überschreibt, lese ich zu Beginn:

«Ich werde Schritt vor Schritt in die Regel hineinsetzen, es endet nicht. Vorerst genügt es mir, dass sie den Anfang hat, der das Ende ist und der zu mir redet. Damit gibt es in ihr auch eine Mitte, und das ist wieder niemand anders. Die Regel stimmt. Die Regel ist auf das Ganze hin angelegt.» (61)

Da führt mein Denkweg, der zugleich derjenige der Schriftstellerin ist, in einen riesigen Raum, und ich schreite voran – «es eilt nicht» – auf die Mitte zu. Ich vernehme:

«In der Regel gibt es die Ausgangslage: Die Sünde und die Verstossung. Und es gibt darin die Endsituation: Der Nachlass und die Sohnschaft. Das Dazwischen ist Rückkehr...»

Dieser Raum mit Ausgangslage und Endsituation wird auf einmal mein Innenraum – und ich schreite immer noch, bewegt und vorangetrieben durch die Sprache, auf die Mitte zu:

«Diese Drei sind die Mitte der Regel. In diesen drei sind alle Drei: der Vater, der Sohn und der Geist. Und – ich. Mein Gott.»

Es liest sich da so bekannt hin mit dem Trinitätsdogma, das mir vertraut erscheint – so vertraut, dass meine Schritte in Gefahr stehen, selbstverständlich und ganz «gewöhnlich» zu werden. Bis ich aufgeschreckt werde durch das, was folgt: nämlich der Einbruch dieses ganz Neuen, das Silja Walter durch den Gedankenstrich nach dem «Und – » andeutet: Ich selbst bin in die Trinität hineingestellt und bin das Vierte. Da kann ich nur staunend, vielleicht auch geängstigt und aufgeschreckt stammeln: «Mein Gott», oder später: «Wer hätte das gedacht». (62)

Ich sagte oben, es scheine, ich befände mich an jener Stelle im Innenraum, an welcher die Gedanken hervorsprudeln, ihren Weg in die Sprache nehmen und mich als Leser mit sich reissen. Durch das Beispiel, welches ich mit dem Text von Silja Walter anführte, könnte die Meinung aufkommen, solche Leserfahrung sei nur im religiösen Bereich möglich. Ich will daher einen weiteren Hinweis geben, der vom gleichen spricht. Ich wähle nochmals *Klaus Merz* und seine Erzählung «Der Entwurf». Ich befinde mich mit Dubois, der unterwegs in die Innerschweiz ist, in dessen Auto. Er stellt das Radio an, es wird ein italienisches Lied angesagt – und wieder folge ich der Strasse der Sprache:

Arbeitsrechtliche Fragen im Heim

VSA-Kurs für Heimleiter und Vertreter der Trägerschaften (Kommissionsmitglieder)
Wiederholung eines Kurses vom Juni 1984. Leitung: Dr. iur. Heinrich Sattler

Das moderne Arbeitsrecht widerspiegelt einerseits die immer stärker durchrationalisierte Arbeitswelt und andererseits meist über Verbände ausgehandelte Interessenfixierungen der Parteien. Da jedoch gegenseitiger Umgang von Menschen in einem Kontext, der zumindest Aspekte menschlicher Gemeinschaft hat, nie ganz organisier-, plan- und regelbar sein kann und darf, erweist sich die Gestaltung der Arbeitsverhältnisse im Heim als besonders risikobehaftet. Konflikte im Rahmen der Arbeitsverhältnisse im Heim sind also so gesehen nicht (nur?) Ausdruck eines vermeintlich oder wirklich hohen Neurotizismus der «Helfer», sondern sozusagen normal. Die Betrachtung und Lösung dieser latenten oder akuten, allgemeinen oder individuellen Konflikte unter dem überwiegenden Gesichtspunkt der Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, der Verbands- oder berufsständischen Interessen erweist sich für das einzelne Heim und das Heimwesen im Gesamten als gefährlich. Aus diesen Spannungsfeldern ergeben sich spezifische arbeitsrechtliche Probleme im Heim.

Die auf die Arbeitsverhältnisse in Heimen anwendbaren Normen sind je nach Standort, Heimtypus, Heimtäger und je nach in Frage stehender Berufskategorie meist unterschiedlich, was die Lage desjenigen, der sich orientieren will, ausserordentlich erschwert. In diesem unübersichtlichen Normen-gestrüpp kommt nur der einigermaßen zurecht, der über Grundbegriffe des Arbeitsrechts verfügt, die ihn dann zu den anwendbaren Normen hinführen. In der Praxis erweist es sich meist als schwieriger, in Erfahrung zu bringen, welche Normen auf eine gegebene Frage anzuwenden sind, als den Inhalt bestimmter Normen zu kennen.

Der Kurs will einerseits versuchen, die für die Heime wichtigsten Grundbegriffe des Arbeitsrechtes zu vermitteln und andererseits helfen, vermeidbare und unvermeidbare rechtliche Risiken auseinanderzuhalten. Da sich in der Praxis unter dem Gesichtspunkt einer menschlichen und wirksamen Führung des Heimes oft eine andere Lösung aufdrängt, als dies rein rechtliche Überlegungen nahelegen würden, wird dem Erfahrungsaustausch unter den Kursteilnehmern viel Raum gegeben. Der Kurs ist über weite Strecken in der Form von Rollenspielen gestaltet, damit Rechtliches möglichst anschaulich und erfahrbar wird.

Als Kursunterlagen sind mitzubringen:

VSA-Richtlinien zum Arbeitsverhältnis in Heimbetrieben und eine neuere Ausgabe des OR.

Kursdaten: Dienstag und Mittwoch, 27. und 28. Mai 1986, 09.30 Uhr bis 16.30 Uhr

Kursort: Paulus-Akademie Zürich, Carl-Spitteler-Strasse 38

Kurskosten: Fr. 220.– (inkl. Mittagessen, ohne Getränke)
9 Prozent Ermässigung für Teilnehmer(innen) aus VSA-Heimen
3 Prozent Ermässigung bei persönlicher VSA-Mitgliedschaft

Anmeldung: Bis spätestens 18. Mai 1986 an Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich (Tel. 01 252 47 07, nur vormittags).

Minimale Teilnehmerzahl 17, maximale Teilnehmerzahl 30. Die Kursplätze werden in der Reihenfolge des Eingangs der Meldungen vergeben.

Anmeldetalon («Arbeitsrechtliche Fragen im Heim»)

Name, Vorname _____

Name u. Adresse,
PLZ, Ort des Heims _____

Unterschrift, Datum _____

VSA-Mitgliedschaft des Heims

Ja ☐ Nein ☐

Persönliche Mitgliedschaft

Ja ☐ Nein ☐

Einsenden an Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Einganges berücksichtigt.

«Dann singt der Italiener das angekündigte Lied. Sommer ist in seiner Stimme, postkartenbalu. 'Letto', singt er... Pane würdest Du auch verstehen, aber das kommt in dem Lied nicht vor.
Dein Vater war Konsumverwalter...». (19)

Von «Letto», das er versteht, zu «pane», das er auch verstehen würde, zum Vater: Zurück in die Kindheit, in den Konsum, wo Gastarbeiter täglich ihre Brote kaufen: Aus dem Schatz der Erinnerung tauchen Bilder auf, brechen hervor, eines zieht das andere nach, jedes hat seinen eigenen Geruch. Als Leser schaue ich diesem Hervorsprudeln zu, als sässe ich an einer Quelle – und erfahre, wie mit einem Schlag eigene Bilder und Gerüche aus meiner Quelle hervorbrechen: Meine erste Begegnung mit Gastarbeitern als Knabe, mein erstes Kennenlernen der italienischen Sprache; es entsteht ein Zusammenspiel der Bilder des Schriftstellers mit meinen eigenen, die nun nebeneinander her oder durcheinander hindurch gehen.

3. Die Sprache und das Kunstwerk

In meinen bisherigen Ausführungen bin ich von jenen Erfahrungen ausgegangen, die mir als *Leser* widerfahren – und ich habe dabei darauf verzichtet, von den Werken, die ich als Beispiel angeführt habe, zu sprechen. Ich wollte damit eine Voraussetzung mitteilen, ohne die es nicht möglich wird, Sprache und mit ihr die Dichtung in die Betreuung behinderter Menschen hereinzunehmen: Die Voraussetzung, dass wir als Leser den Mut aufbringen, zum gelesenen Werk in eine Beziehung zu treten und es zu unserem eigenen Kunstwerk werden zu lassen. Ich weiss nicht, ob dies der Absicht des Dichters entspricht – aber ich denke mir, er wird dagegen nichts einzuwenden haben, wenn sein Werk zum Anlass wird für *tiefe Begegnung*.

Begegnung: wem oder was begegne ich denn, wenn ich aufmerksamer Leser bin? Darauf kann ich zunächst antworten: Ich begegne über die Sprache dem Dichter, seiner Art, die Sprache als Mittel seines Ausdrucks zu verwenden – ich begegne aber auch, das vorher Gesagte zusammenfassend, in irgendeiner Weise mir selbst.

Ich muss einen Schritt weitergehen – denn es geht doch auch um das *Kunstwerk*, welches einerseits von der Sprache getragen und durch sie lebendig wird, sobald ich lese oder dem Gelesenen zuhöre. Es würde den Rahmen dieses Referates bei weitem sprengen, wenn ich auf die Frage einging, wann eine Dichtung ein Kunstwerk sei. Für die späteren Ableitungen soll die Behauptung genügen, dass in der Dichtung etwas *verdichtet* dargestellt wird und mir in dieser verdichteten Form entgegenkommt. Dieses Etwas ist aber nicht ein mir Fremdes – sondern es lässt sich begrifflich fassen als «*Menschheitserfahrungen*», als Grunderfahrungen, die durch die Sprache dieses einen Menschen in die Form des Kunstwerkes gebracht wird. Ich meine mit dem Begriff «Menschheitserfahrung» all das, was dem Menschen in seiner Begegnung mit sich selbst, mit der Welt, mit dem Unsagbaren und Unfassbaren geschieht; diese Erfahrungen sind so wesentlich, dass wir den Menschen ohne sie gar nicht denken können. Daher sind es auch Grunderfahrungen.

Diese sind umfassend und enthalten weit mehr, als durch die Sprache zum Ausdruck gebracht werden kann. Der Dichter ist ein Mensch, der *an der Grenze dessen, was*

gerade noch gesagt werden kann, die Sprache einsetzt und dieser Grenze entlang das ihm Widerfahrene und Widerfahrende als Zeugnis und Bekenntnis niederschreibt. Diese sind selbstverständlich von seiner eigenen Wirklichkeit und der Zeitepoche, in welcher er zu uns spricht, «gefiltert» und tragen wie Brandmale die entsprechenden historischen Zeichen.

Da steht nun das in Sprache gekleidete Gebäude vor uns: eine ganz bestimmte Architektur, die zunächst, wie dies im eingangs erwähnten Gedicht von Goethe erwähnt wurde, eine Aussenansicht ermöglicht – das Wesentliche aber erst im Innenraum bereithält. Es gibt also eine klare *formale* Seite dieses Kunstwerkes. Diese erscheint mir als ein feines Gewebe, als ein Ineinanderlaufen verschiedenster Fäden, die schliesslich zum Ornament und zum ganzen Teppich führen: Eigene Wirklichkeit des Schriftstellers verbindet sich mit derjenigen seiner Zeitepoche, Sagbares verbindet sich mit dem Unsagbaren, Bilder der erlebten Wirklichkeit werden durchscheinend, Zukünftiges wird hereingeholt, Vergangenes vergegenwärtigt – und hinter all dem steht das, was ich als Grunderfahrung bezeichnet habe: Erfahrungen, die dem Menschen widerfahren, wenn er versucht, sein Menschsein im Augenblick seines Lebens zu verwirklichen.

So werde ich als Leser hereingenommen in diesen unendlich weiten Raum, der sich wie in einem Brennpunkt der Linse in diesem Augenblick verdichtet und zu mir in lebendige Beziehung tritt.

Diese Hinweise wollen genügen – denn auch da stehe ich wieder an der Grenze dessen, was gerade noch gesagt werden kann. Für die Arbeit mit Behinderten ergeben sich wesentliche Ableitungen, denen ich nun nachgehen will.

4. Die Sprache und das sprachliche Kunstwerk in der Betreuung

Was ist «die Arbeit mit Behinderten»? Diese Frage muss geklärt sein, damit wir wissen, wofür denn die Ableitungen gelten sollen. Ich will in knappen Zügen einige Hinweise geben.

Jede Betreuung, gleichgültig, wer der andere ist und welcher Art von Schädigungen oder Behinderungen er aufweist, basiert auf dem Geschehen, welches sich zwischen dem Betreuer und diesem einen Menschen ereignet. Ich gehe also in jedem Fall von der *Beziehung* aus, welche zwischen den beiden geschieht. Sie ist als Raum vorstellbar und trägt wie der räumliche Raum eine bestimmt gefärbte oder getönte *Atmosphäre*. Wenn es uns als Betreuer gelingt, dieses Zwischen zu gestalten in der Weise, dass der andere Mensch davon berührt wird, dann geschieht in uns selbst wie im andern *Verwandlung*. In dieses lebendige Hin und Her von Zuwendung des einen zum andern müssen die oben genannten Ableitungen hereingebracht werden.

Als Modell für meine weiteren praktischen Überlegungen ziehe ich jene Erfahrungen bei, die ich in der Betreuung Schwerstbehinderter gewonnen habe. Das mag zunächst paradox klingen: Von behinderten Menschen auszugehen, bei welchen die Sprache entweder nur spärlich oder gar nicht entwickelt ist. Wenn ich aber von dieser Grenzsituation ausgehe, wird das wesentliche Anliegen der Betreuung überhaupt besonders deutlich hervorgehen und es mag

7. Einsiedler Forum

Kunst und Spiel in der Betreuung

2. Singen und Musik

VSA-Tagung für Leiter(innen) und Mitarbeiter(innen) von IV-, Alters- und Pflegeheimen sowie für weitere Interessenten aus dem Bereich der helfenden Berufe

Donnerstag, 12. Juni, 10.30 Uhr, bis Freitag, 13. Juni 1986, 16.30 Uhr, im Schweizer Jugend- und Bildungszentrum Einsiedeln.

Leitung: Prof. Dr. Hermann Siegenthaler

Das Einsiedler Forum steht unter dem Gesamtthema «Kunst und Spiel». Das letztjährige Forum war dem Thema «Sprache und Dichtung» gewidmet und findet seine Fortsetzung mit dem Thema «Singen und Musik». Zur Vorbereitung werden in verschiedenen Heimen Erfahrungen gesammelt, über die im Forum berichtet wird.

Donnerstag, 12. Juni 1986

- 10.00 Ankunft / Zimmerbezug
- 10.30 Begrüssung
- 10.45 Mensch und Musik, 1. Teil
Referat: Hermann Siegenthaler
- 15.00 Singen: Wir erarbeiten ausgewählte Chorwerke (bei der Anmeldung bitte Stimmlage angeben – es sind keine Vorbedingungen notwendig)
- 16.30 Mensch und Musik, 2. Teil
Referat: Hermann Siegenthaler
- 17.00 Singen
- 20.00 Konzert mit Kammermusik
Raphael Tanner, Cello, Daniel Pfeuti, Gitarre, Hermann Siegenthaler, Cembalo

Freitag, 13. Juni

- 08.30 Singen
- 09.00 Die Musik in der Betreuung, Erfahrungsberichte aus verschiedenen Institutionen
- 14.00 Impulse
Musikimprovisation: Otto Spirig
Musikhören: Hermann Siegenthaler
Volkstanz: Francis Feibly
- 16.00 Chorkonzert mit den erarbeiteten Liedern
- 16.30 Tagungsschluss

Kurskosten: Fr. 220.–
9 % Ermässigung für Teilnehmer aus VSA-Heimen
3 % Ermässigung für Teilnehmer mit persönlicher VSA-Mitgliedschaft
Unterkunft und Verpflegung im Jugend- und Bildungszentrum, Vollpension zirka Fr. 60.– separat

Anmeldung zum Einsiedler Forum 1986

Name, Vorname _____

Name und Adresse des Heims _____

PLZ/Ort _____

Datum, Unterschrift _____

Stimmlage ankreuzen: ☐ Sopran ☐ Alt ☐ Tenor ☐ Bass

VSA-Mitgliedschaft des Heims ☐ Persönliche Mitgliedschaft ☐ Unterkunft im Bildungszentrum ☐

Talon einsenden an Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, bis spätestens 31. Mai 1986.

Angemeldeten Teilnehmern, die eine Unterkunft bestellt haben, muss bei Rückzug der Anmeldung vor Tagungsbeginn eine Annulationsgebühr von Fr. 60.– berechnet werden.

dann leichter sein, dass jeder für seine Arbeit die ihm entsprechenden Ableitungen vorzunehmen vermag.

4.1 Die Chance des Betreuers: Der Leser

Ich beginne mit Absicht beim Betreuer selbst. Wenn Sprache und sprachliches Kunstwerk in die Betreuung so einfließen sollen, dass der behinderte Mensch davon angesprochen werde, dann gibt es nur eine grundlegende Voraussetzung: Dass der Betreuer selbst zur Sprache und zum sprachlichen Kunstwerk eine lebendige Beziehung habe. Diese Behauptung vereinigt in sich verschiedene Aspekte, die ich erwähnen will:

a) Die Sprache des Betreuers

Ich teile mit vielen Kollegen die Auffassung, dass in den letzten Jahren ein eigenartiger Sprachverlust festzustellen ist: Wir fühlen uns der Sprache gegenüber nicht mehr so verpflichtet, dass wir sie bewusst pflegen und die notwendige Sorge für sie tragen. Ich meine damit nicht die sogenannte «Mundartwelle», welche sich von der Schriftsprache abwendet – ich sehe vielmehr beide Sprachen bedroht von der Verflachung und Verfremdung.

Wir stehen als Betreuer vor der Aufgaben, uns um ein «verantwortetes» Sprechen zu bemühen. Es gibt so etwas wie eine Treue der Sprache gegenüber. Das wird mir immer bewusst, wenn ich Betreuer-Berichte über Kinder lese: Beim Bericht des einen Betreuers spüre ich das Ringen um sprachliche Klarheit, um Begriffe, die sich zur Beschreibung dieses wirklichen Kindes eignen – beim andern bleibt es beim oberflächlichen Geplapper, hinter dem weder ein eigenes Bemühen noch eine Verpflichtung stehen. Solche Berichte enthalten sehr häufig schnoddrige Bemerkungen oder solche, die wichtig sein sollen, um den oberflächlichen Schein zu verdecken. Ich frage mich jeweils, ob die Art und Weise, wie von einem Menschen berichtet wird, nicht immer auch etwas aussagt über die Haltung, mit der die Berichterstatte mit diesem einen Menschen Umgang pflegen? *In der Liebe und Achtung gegenüber der Sprache kommt die Liebe und Achtung dem Menschen gegenüber, den man im Bericht meint, zum Ausdruck.*

Ich gehe noch einen Schritt weiter: Oft wird die Beziehung zu einem schwerstbehinderten Menschen gerade dadurch vertieft, dass der Betreuer sich um einen prägnanten, klar formulierten Bericht bemüht. Die Sprache kann zum Mittel werden, Beziehung neu zu gestalten. Wir sollten diesen Zusammenhang nicht unterschätzen, weil die praktische Tätigkeit gerade durch verantwortete Berichterstattung – zum Beispiel für eine Besprechung – neue Impulse erhält.

b) Der Betreuer als Leser

Wenn ich fordere, der Betreuer sollte ein regelmässiger Leser sein, dann meine ich zur Begründung alle jene Erfahrungen, die ich im ersten Teil meiner Ausführungen erwähnt habe. Es geht, so lassen sie sich zusammenfassen, um die *lebendige Beziehung*, in die wir uns von der Dichtung hereinnehmen lassen. Es sind dabei verschiedene Funktionen:

- Es ist für unsere Berufe wichtig, dass wir immer wieder die Möglichkeit haben, wirklich *aussteigen* zu können aus dem Alltag – nicht in die leere Welt der blossen Ablenkung, sondern in eine andere Wirklichkeit, die einen ganz andern Anspruch bietet. Darin liegt ein wichtiger Aspekt unserer seelischen Gesundheit.

- Unsere Berufe sind dadurch gekennzeichnet, dass sie auf der Grundlage der Beziehungsfähigkeit zu verwirklichen sind. Dabei stellt sich für mich die zentrale Frage: Wie richten wir es ein, dass wir in der Beziehungsfähigkeit nicht ermüden und schliesslich nur noch herzlos und beziehungslos einen «Job» verrichten? Darauf gibt es für mich nur eine Antwort: Unsere Beziehungsfähigkeit bleibt nur dann eine lebendige, wenn wir *Beziehung im gesamten menschlichen Bereich* pflegen. Dazu gehört das weite Gebiet der gesamten Kunst, die sich uns anbietet.
- Ich höre die Frage des praktisch Tätigen, der nach einem Arbeitstag ermüdet ins Bett sinkt und die Kraft nicht mehr aufbringt, sich in der erwähnten Weise zu bemühen. Darauf möchte ich zwei Hinweise zu bedenken geben:

Wir sollten wieder vermehrt eine früher wohl übliche, heute leider sehr in Vergessenheit geratene Möglichkeit neu entdecken: das gegenseitige Vorlesen. Ich mache immer wieder die Erfahrung, dass ich dazu nie zu müde bin, wenn das Vorlesen regelmässig geschieht.

Wir sollten erfahren, dass es meist nur die erste Initiative im Sinne eines «Kräfte-Aufschwunges» braucht, um sich einem Kunstwerk zu öffnen. Das Erstaunliche liegt gerade darin, dass das Kunstwerk ja auch *uns* entgegenkommt, uns in seinen Bann nimmt – und dass wir folglich gerade keine besondere Energie aufbringen müssen. Unsere Aktivität liegt allein in der *Bereitschaft zur Offenheit* – das übrige geschieht uns.

4.2 Sprache gestaltet das «Zwischen»

Für die Einsicht in die wohl tiefste Bedeutung der Sprache für die Zuwendung zum Behinderten müssen wir uns einen Zusammenhang verdeutlichen, der sehr selbstverständlich klingt und wohl deshalb in den meisten Untersuchungen zur Sprache nicht erwähnt wird. Gesprochene Sprache – und um diese geht es jetzt – ist an die *menschliche Stimme* gebunden. Was dies heisst, wird einem deutlich, wenn man die gepresste, monotone Stimme aus dem Computer mit der menschlichen Stimme vergleicht. Diese gibt der Sprache die Melodie, setzt Betonungen, kann anschwellen und abschwellen, kennt die feinsten Nuancierungen von langsam zu schnell, von laut zu leise. Sie verrät, wie der Sprechende die Sprache meint, wie er hinter ihr steht – die Stimme verrät die Echtheit und kennt insofern keine oder nur spärliche Verstellungen.

Alles, was ich ohne eine bestimmte Anordnung über die Stimme gesagt habe, ist aber wiederum erst das bewusst Wahrnehmbare an ihr. Auch in bezug auf die Stimme müssen wir uns ein vertiefteres Hören aneignen. Denn die Stimme wird, gleichsam in ihrem eigenen Untergrund, von einer *Stimmung* getragen, von einem «Grundton»; jede Stimme hat eine ihr eigene Atmosphäre, die wir als hell oder dunkel, weit oder einengend, tiefer oder oberflächlicher bezeichnen. Diese Grundtönung der Stimme ist immer gegenwärtig beim Sprechen. Ich glaube, dass sie dafür verantwortlich ist, ob wir einem Redner gerne folgen oder nicht – also nicht so sehr der Inhalt seiner Rede...

Diese Auffassung der gesprochenen Sprache ist deshalb von Bedeutung, weil sich von dieser Grundlage aus wesentliche Ableitungen für unsere Tätigkeit vornehmen lassen. Zu diesem Zweck müssen wir uns vergegenwärtigen, dass die mitmenschliche Zuwendung, wie bereits erwähnt,

jenen Raum als «Zwischen» geschehen lässt. Dieses Zwischenmenschliche wird durch die gesprochene Sprache – durch die Grundtönung meines Sprechens – in direkter Weise mitgeprägt. Das Sprechen wird also zur Möglichkeit, dieses Zwischenmenschliche zu gestalten, und zwar gerade in jenen Dimensionen, die sich leicht der direkten Beeinflussung entziehen.

Die Bedeutung dieser Hinweise wird erst prägnant, wenn wir sie von der praktischen Seite her beleuchten. Ich habe schon mehrmals betont, dass Geistig-Schwerstbehinderte selbst dann, wenn sie unsere Sprache ihren Begriffen nach nicht verstehen, dennoch auf unser Sprechen reagieren. Betreuer berichten sogar, dass jene auf feinste Nuancierungen reagieren. Diese Tatsache lässt sich nur dann fassen, wenn wir dem Menschen selbst an der sogenannten «Grenzzone menschlichen Daseins» die Fähigkeit zuerkennen, *Stimmungen wahrzunehmen* und auf sie zu reagieren. Das heisst konkret, dass sie von unserer gesprochenen Sprache nicht die einzelnen Begriffe wahrnehmen – sondern die oben erwähnte Grundtönung des Sprechens. Von hier aus sind wichtige Forderungen abzuleiten, die ich thesenartig festhalte:

- Jede Tätigkeit mit Schwerstbehinderten muss sprachlich begleitet werden – nicht mit einem gespielten, unnatürlich kleinkindlichen oder mitleidigen Zuwendung demonstrierenden Sprechen, sondern mit dem eigenen, selbstverständlichen, aber *verantworteten Sprechen*.
- Man sollte in der Arbeit mit sogenannten «bewusstlosen» Patienten nie anders sprechen, als wenn sie im Bewusstseinsstand wären. Es gibt selbst an dieser Grenze eine Form von Beziehung, die aufgrund der hier vertretenen Auffassung durch das Sprechen geprägt wird. Das können jene Menschen bestätigen, die über Jahre hinweg ihren «bewusstlosen» Ehepartner täglich in der Klinik besuchen und bei der Pflege behilflich sind.
- Die grösste Gefahr in der Arbeit mit Menschen, die selbst keines Sprechens fähig sind, besteht darin, dass das Sprechen der Betreuer versiegt – gerade weil ihnen keine Antwort entgegenkommt. Es ist daher mit grösster Sorgfalt darauf zu achten, dass unser Sprechen lebendig bleibe. Denn durch Sprechen entsteht jene tiefste Beziehung, die unsere alltägliche Arbeit zu tragen vermag.

4.3 Die Wirkung des sprachlichen Kunstwerkes

Es stellt sich die Frage, ob auch das sprachliche Kunstwerk – als in Form verdichtete Grunderfahrung des Menschen – Einfluss gewinnen könne auf unsere Betreuerarbeit. Die bisherigen Ausführungen lassen diese Frage wohl deutlich bejahen, so dass jetzt nur noch einige wesentliche Aspekte erwähnt sein sollen.

Wir werden beim Überdenken dieses Zusammenhanges zuerst zu einer Kritik an unsern heutigen Schulen gedrängt, in welcher «Sprache» als Unterrichtsfach weitgehend nur noch eine Angelegenheit des Intellektes ist – und sich weit von der um die Jahrhundertwende lebendig gewordenen Auffassung entfernt hat, Sprachunterricht sei ein *Kunstfach* und sei *Kunstunterricht*. Die Folge ist, dass wir heute vieles über die Sprache wissen und ihre grammatikalisch richtige Handhabung beherrschen, aber keine lebendige Beziehung zum Sprechen und somit auch zum sprachlichen Kunstwerk geschenkt bekommen. Wir bleiben, um

zum Bild von Goethe zurückzukehren, bei der Betrachtung der gemalten Fensterscheibe *draussen* und gehen daran vorbei, weil sie nicht zu uns spricht.

Als Bestätigung meiner Auffassung stehen nun jene Erfahrungen, die in der Betreuerarbeit gemacht wurden, wenn Dichtung beigezogen wird: Wenn Gedichte und Erzählungen vorgelesen, wenn in Musik gesetzte Texte gesungen werden. In diesen Berichten kommt zum Ausdruck, dass das sprachliche Kunstwerk Betreuer und Zu-Betreuende in jene Räume hereinnimmt, die sie beide gleichzeitig umfassen und eine Ahnung von der Grösse des *Transzendenten* aufkommen lassen. Der Mensch findet – dies gilt für den heutigen Menschen in besonderem Masse – neue Geborgenheit nur durch die lebendige Beziehung zu diesem Umfassenden, gleichgültig, welchen Namen er diesem gibt.

Hier stehen wir aber in einer Dimension, in welcher die Trennung zwischen Behindertsein und Nicht-Behindertsein, zwischen Gesundsein und Kranksein aufgehoben ist, weil sie keine Rolle mehr spielt. Hier geht es um den Menschen schlechthin – und von diesem gelingt uns nur dann ein einigermaßen tragfähiges Verständnis, wenn wir ihn als ein Wesen auffassen, welches nicht nur *vor* dem Umfassenden steht, sondern von diesem selbst umfasst wird.

Das sprachliche Kunstwerk vermag zu solchen Erfahrungen Impulse zu geben. Die Folge wird darin bestehen, dass der Mensch sich beheimatet fühlt und gerade in der Zuwendung zum Du die Verwirklichung erlebt.

Antidekubitus-Matratze von Medela...

Die wirkungsvolle und bewährte Hilfe gegen das Wundliegen

- hygienisch
- preisgünstig
- wirksam
- bewährt

neu:
Miet-service für Hauspflege!

medela

Medela AG, Medizinische Apparate
6340 Baar, Lättichstrasse 4
Telefon 042 31 16 16, Telex 865486